

I. Einleitung

In Bezug auf Fragen der Performativität findet man sich mit dem delikaten Widerspruch konfrontiert, dass Performativität zwar wissenschaftlich in aller Munde ist, jedoch kaum Anwendung auf die Vollzugsweisen (also die eigene Performativität) wissenschaftlicher Institutionen findet. In Bezug auf Performativität gibt es disziplinübergreifend ein starkes Forschungsinteresse. Seit John L. Austin in *How to do things with words*¹ vor rund 50 Jahren seine Sprechaktheorie vorgestellt hat, ist das wissenschaftliche Interesse an performativen Aspekten immens gestiegen. Hier von zeugt beispielsweise der groß angelegte interdisziplinäre Sonderforschungsbereich der FU Berlin, *SFB 447: Kulturen des Performativen* (1999-2010). Erika Fischer-Lichte liefert hier mit *Performativität – Eine Einführung*² die zentrale Monografie. Auffällig in diesem Bereich der Performativitätsforschung ist jedoch, dass sich hier hauptsächlich mit der Rezeptionsseite beschäftigt wird, auch wenn Jacques Rancière die Rezipient*innen aus der vermeintlichen Passivität lösen konnte.³ Auch in Bezug auf die Frage nach der Beziehung von Performativität und Medialität wird sich in der Literatur zentral an Wirkungsweisen orientiert.⁴ Im Bereich der künstlerischen Forschung werden hingegen durchaus auch performative Herstellungsweisen (künstlerischer Performativität) thematisiert.⁵ Die Herstellung kultureller Wirklichkeiten durch performative Akte untersuchte prominent Judith Butler anhand des bekannten *doing gender*, sowie zuletzt anhand der performativen Dimension von Versammlungen.⁶ Performativitätsforschung hat also Hochkonjunktur, ihre Erkenntnisse werden in den verschiedenen Disziplinen als wissenschaftlich relevant eingestuft, jedoch kaum miteinander in Dialog gebracht und auch in actu

1 Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words)*, Stuttgart 2010.

2 Fischer-Lichte, Erika: *Performativität – Eine Einführung*, Bielefeld 2012.

3 Vgl. Rancière, Jacques: *Der emanzipierte Zuschauer*, Wien 2009.

4 Vgl. hierzu etwa: Krämer, Sybille [Hg.]: *Performativität und Medialität*, München 2004.

5 Beispielsweise prominent durch Klein, Julian: »Was ist künstlerische Forschung«, in: *kunsttexte.de/Auditive Perspektiven*, Nr. 2, 2011, www.kunsttexte.de (17.02.2018).

6 Vgl. Butler, Judith: *Gender trouble – feminism and the subversion of identity*, New York 1990; sowie: Butler, Judith: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, Berlin 2016.

nicht umgesetzt, was ihre Inhalte gleichzeitig negiert, handeln sie doch von der Relevanz des Tuns.

Der Performativitätsforschung möchte ich daher eine *Praxis performativen Forschens* zur Seite stellen. Performative Forschung verstehe ich als Forschungspraxis, welche in der Lage ist, nicht nur Inhalte, sondern auch deren Verhältnis zu ihrer Form und ihrem Setting, also zu ihrer gesamten Performanz, zu untersuchen. Die vorliegenden Forschungsergebnisse begründen die These, dass prinzipiell *jede* Disziplin mit Elementen performativer Forschung operiert. Hierdurch entwickeln sie ein Gegengewicht zu linearen Strukturen und Formaten, das in der Lage ist, unsere Wahrnehmung für abweichende Forschungs-, Lehr- und Lernweisen zu schärfen, die durch die wachsenden Linearisierungsprozesse dieser Bereiche von Substitution betroffen oder davon gefährdet sind. In diesem Zusammenhang gilt es gleichzeitig, auch unsere Wertschätzung für diese Elemente zu reformieren und Kriterien zu erarbeiten, die hier eine Differenzierung ermöglichen. Bisher gibt es jedoch keine theoretische Konzeption, welche in der Lage wäre, die von Reduktion und Substitution durch Linearisierungsprozesse gefährdeten Anteile akademischer Forschung und Lehre zu erfassen. Da es in erster Linie die performativen Anteile akademischer Praxis sind, die Gefahr laufen, ausgeschlossen zu werden, wobei sie gleichzeitig strukturell in der Lage wären, die zunehmende Forderung nach inhaltlicher und formaler Vernetzung zu initiieren, ist es ein Ziel meiner Forschung, eine Konzeption zu entwickeln, die diese Anteile erfassbar macht. Solche performativen Anteile zu untersuchen und damit kommunizierbar zu machen, ist auch über den akademischen Kontext hinaus ein großer Gewinn und aktuell von hoher gesamtgesellschaftlicher Relevanz. Hier gilt es, eine Konzeption zu entwickeln, die in der Lage ist aufzuzeigen, an welchen Stellen es sinnvoll und notwendig wäre, digitale Formate additiv wie durchaus *auch* substituierend einzusetzen und an welchen nicht. Eine solche Konzeption halte ich für maßgeblich relevant in Bezug auf Strategien zur Vernetzung unterschiedlicher Disziplinen und ihrer Inhalte wie auch orientierend in Bezug auf Fragen der digitalen Lehre. Zudem ist es notwendig, sich mit dem Umstand auseinanderzusetzen, dass performative Aspekte, obgleich sie in Forschung und Lehre immer mehr in den Hintergrund treten, gleichzeitig auch immer stärker in den Fokus ökonomischer und politischer Zusammenhänge rücken.⁷ Wenn an den Hochschulen in vielen Fachbereichen derzeit jedoch kaum Erfahrung oder gar Expertise im Umgang mit performativen Aspekten gewonnen werden kann, besteht die Gefahr, deren ökonomischer Verwertung

7 Einen noch grundlegenden Ansatz zu »Performance« als Schlüsselwort des 21. Jahrhunderts vertritt Jon McKenzie in seinem Werk *Perform or else – from discipline to performance*, in welchem er u.a. die These begründet, dass es heute in sämtlichen Bereichen nicht mehr um Expertise in Bezug auf Inhalte, sondern um Expertise in Bezug auf Darstellungsweisen gehe (vgl. McKenzie, Jon: *Perform or else – from discipline to performance*, London 2001).

gegenüber unmündig zu bleiben. Ich werde daher Perspektiven ausformulieren, die eine Wahrnehmungsschule performativer Aspekte im Kontext von Universität und Gesellschaft fördern sollen.

In diesem Sinne werde ich der Frage nachgehen, welcher Stellenwert Aspekten der performativen Forschung innerhalb und außerhalb der universitären Forschung und Lehre zukommt und welcher ihr in Differenz dazu zukommen sollte. Hierfür ist es zunächst notwendig zu klären, was performative Forschung konkret bedeutet (welche Kriterien sich bestimmen lassen) und welche Perspektiven sie eröffnet. Demzufolge stelle ich auch die implizite These auf, *dass* performative Forschung neue Perspektiven eröffnet – und damit auch in Differenz zeigen kann, was normalerweise alles *nicht* untersucht wird. Es wird eine Konzeption von performativer Forschung erarbeitet, die aufzeigen kann, welche Wissensformen hierdurch generiert werden können, wie sie sich von anderen Forschungsstrategien unterscheidet, worin die Unterschiede zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher performativer Forschung liegen und ob Kriterien benannt werden können (und wenn ja, welche), um eine glückende performative Forschung von einer gescheiterten zu unterscheiden. Es soll grundlegend untersucht werden, wie performatives Wissen entsteht. Dabei geht es mir wie gesagt nicht darum, Dystopien⁸ oder Utopien⁹ in Bezug auf Universität oder etwa den Bereich der Hochschuldidaktik zu formulieren, sondern zu untersuchen, welche Wirklichkeiten sich performativ *de facto* konstituieren und ob sie, gemessen an eigenen Zielen, glücken oder scheitern. Darin werden jedoch unsichtbare Normativitäten sichtbar, die zu verhandeln in einem weiteren Schritt sinnvoll wäre.

Ich verstehe performatives Forschen als Grundprinzip *translinearer* Forschung und Lehre. In Abgrenzung zu *nichtlinear* möchte ich hiermit eine Forschungs- und Lehrweise bezeichnen, die sich zwar durchaus zu einer Linearität verhält, aber Abweichungen fordert und fördert. Im Unterschied zu *transdisziplinär* möchte ich damit eine Forschungs- und Lehrweise kennzeichnen, die auch innerhalb *einer* Disziplin zur Anwendung kommen kann. Eine transdisziplinäre Forschung und Lehre wäre demnach nicht zwangsläufig auch translinear und vice versa. Performative Forschung formuliere ich dagegen als hinreichendes Kriterium translinearer Forschung und demnach translineare Forschung als notwendige Bedingung performativen Forschens. Insofern begreife ich das Erarbeiten einer Konzeption performativen Forschens als Grundlage für ein Verständnis von translinearen Forschungs- und Lehrweisen. Performatives Forschen erachte ich dabei als methodisches Grundmoment, welches in unterschiedlicher Weise und Aus-

8 Vgl. etwa Haß, Ulrike/Müller-Scholl, Nikolaus [Hg.]: *Was ist eine Universität? – Schlaglichter auf eine ruinierte Institution*, Bielefeld 2009.

9 Vgl. etwa Derrida, Jacques: *Die unbedingte Universität*, Frankfurt 2001.

prägung prinzipiell in jeder Disziplin Anwendung findet und sich in verschiedene Arten von performativem Forschen unterscheiden und aufeinander beziehen lässt.

Um dieser Frage auf die Spur zu kommen, müssen wir von den Selbstverständlichkeiten universitärer Vollzüge Abstand nehmen und uns verunsichern lassen. Hierin begründet sich ein transdisziplinäres Vorgehen, welches in der Lage ist, uns mit den blinden Flecken der beteiligten Disziplinen zu konfrontieren. Es bedeutet, unterschiedliche Perspektiven und Sprachen miteinander in Dialog zu bringen und wachsam für Übersetzungsschwierigkeiten und Unübersetzbarkeiten zu sein. Glückt dieser Dialog, zeigen sich Dinge, die man nicht erwartet hat, und erweitern so den Erkenntnishorizont aller am Dialog beteiligten Disziplinen. In diesem Sinne werden wir die Frage nach der Performativität universitärer Forschungs-, Lehr- und Lernweisen als eine transdisziplinäre Frage stellen, die verschiedener Perspektiven bedarf, um ihre unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen zutage fördern zu können.

Hieraus leitet sich folgendes Vorgehen ab: Zunächst werde ich eine Methodik entwickeln und plausibilisieren, die sich aus dem Zusammenwirken unterschiedlicher Zugänge gestaltet, nämlich philosophischer, theaterwissenschaftlicher, kulturwissenschaftlicher und dramaturgischer Zugänge (Kap. II). Diesen Methodenverbund wende ich auf die Analyse universitärer Forschungs-, Lehr- und Lernweisen an, indem ich sie im Sinne der Performance Studies *als* Performance, bzw. unter performativen Aspekten, ethnografisch beobachte und mich darin von dramaturgischen Fragestellungen leiten lasse. Meine teilnehmenden Beobachtungen strukturiere ich anhand der theaterwissenschaftlichen Aufführungsanalyse (Kap. III). Hier werden wir uns zunächst auf die Mikroebene begeben, um anschließend in einer Inszenierungsanalyse der beobachteten Aufführungen mithilfe philosophischer Fragestellungen Bezüge zur Makroebene herzustellen (Kap. IV). In dieser Inszenierungsanalyse werden wir uns mit normativen Fragestellungen konfrontiert finden, die sich aus den empirischen Ergebnissen ableiten lassen. Diese Fragestellungen beziehen sich zum einen auf den Zusammenhang von *Menschenbild und Bildung* (Kap. V) und zum anderen auf den Zusammenhang von *performativem Wissen und Digitalisierung* (Kap. VI). Hier werden wir weitere theoretische Ergebnisse zutage fördern, die wir anschließend einer exemplarischen Rücküberprüfung in der praktischen Anwendung aussetzen (Kap. VII.). Unter Zuhilfenahme meiner Expertisen als Dramaturgin in der praktischen Theaterarbeit werden diese Ebenenwechsel durch eine durchgängig dramaturgische Perspektive begleitet und zusammengeführt.

Dem transdisziplinären Anspruch dieser Arbeit gerecht zu werden, fordert einige Konsequenzen. Die Dialogfähigkeit der beteiligten Disziplinen hängt davon ab, wie tief wir uns in ihre spezifischen Diskurse und deren Sprachlichkeit begeben. Ich habe daher die Entscheidung getroffen, disziplinspezifische Diskurse nur dann zu kontextualisieren, wenn sie für die übrigen beteiligten Disziplinen in Be-

zug auf die konkrete Fragestellung dieser Arbeit von unmittelbarer Relevanz sind. Eine große Herausforderung besteht dabei in den disziplinspezifischen Sprachlichkeiten, die einer sensiblen Handhabung bedürfen. Hier gilt es zu unterscheiden, ob Begriffe übersetzbar sind oder nicht, und sie so einzuführen, dass sie disziplinübergreifend handhabbar sind, ohne ihre disziplininterne Bedeutung zu konterkarieren. Die gleiche Herausforderung besteht in der Koordination der unterschiedlichen Schreibweisen der beteiligten Disziplinen. Hier gilt es, die Schreibweisen für die verschiedenen Disziplinen anschlussfähig zu gestalten und gleichzeitig die Stärken ihrer Unterschiedlichkeiten zu nutzen.

Ein übergeordnetes Anliegen dieser Veröffentlichung besteht darin, die Produktivität transdisziplinären Zusammenwirkens plausibel zu machen. Die Komplexität transdisziplinären Arbeitens verlangt Vereinfachungen auf der disziplinären Ebene. Dennoch, oder gerade deswegen, hält sie Ergebnisse bereit, die dann wiederum auch auf die einzelnen Disziplinen zurückwirken, weil sie in der Konfrontation mit alternativen Schreibweisen, Begriffen und Vollzügen die eigenen Selbstverständlichkeiten, (Vor-)Urteile und Selbstverständnisse zur Disposition stellt. Ernst gemeinte Transdisziplinarität bedeutet immer auch, sich verunsichern zu lassen und darin keinen Mangel, sondern einen Gewinn zu sehen. Ich plädiere also für ein Einlassen auf die Verunsicherungen, die die beteiligten Disziplinen für uns bereithalten und ein Willkommenheißen des Fremden, das uns neue Perspektiven auf das Eigene ermöglicht.

